

Franz Dodel: „Nicht bei Trost“

Die großpoetische Versöhnung

Von Michael Braun (†)

07.04.2023

„Nicht bei Trost“: So nennt der Schweizer Schriftsteller Franz Dodel ein literarisches Projekt, das buchstäblich alle Grenzen sprengt. Er hat es im Jahr 2002 als Internet-Experiment begonnen, an dem er seither jeden Tag arbeitet. Soeben ist der siebte Dünndruckband des als Endlos-Poem angelegten Texts in der Edition Korrespondenzen erschienen. Franz Dodel ist in Bern aufgewachsen und hat dort viele Jahre als Lehrer und in anderen Berufen gearbeitet. Von 1987 bis 1995 absolvierte er ein Theologiestudium, das er mit einer Dissertation über das frühe Mönchtum in Ägypten abschloss.

Wer als moderner Dichter darauf hofft, über eine sich beständig regenerierende Zunge zu verfügen, arbeitet an einer Heilsgeschichte. Von einer solchen „ever-new tongue“ berichtet schon eine altirische Erzählung aus den christlichen Apokryphen, die von der Selbstbehauptung des Apostels Philippus handelt. Der Apostel, so heißt es in der Legende, verkündete, dass ihn Gott zu den Heiden gesandt habe, diese ihm insgesamt neunmal die Zunge herausgeschnitten und er trotzdem jedes Mal in seiner Engelssprache weiter gepredigt habe.

Diese immer neue Zunge, die in den Apokryphen „Tenga Bithnua“ genannt wird, ist auch für den Schweizer Dichter Franz Dodel eine ganz wichtige Bezugsfigur. Der 1949 geborene Berner Autor ist studierter Theologe, der einst über das frühe Mönchtum promoviert und sich dann der Bibliothekswissenschaft und der Poesie zugewandt hat.

Theologisches Haiku

Das Projekt, das er vor zwanzig Jahren begonnen hat, nämlich ein tendenziell endloses Gedicht in einer strengen, an das japanische Haiku angelehnten Form zu schreiben, ist durch und durch von theologischen Idealen und Impulsen beseelt. Das klingt schon im doppeldeutigen Titel seines Poems an, der einerseits die chronische Unzurechnungsfähigkeit und das Nicht-bei-klarem-Verstand-sein aufruft, andererseits die Untröstlichkeit des Menschen meint. „Nicht bei Trost“: Da kann die Hybris des Dichters gemeint sein, der sich an der Unabschließbarkeit seines Poems abarbeitet, aber auch der metaphysische Zustand des Ungetröstet-Seins, gegen den die theologische und in diesem Fall auch poetische Verheißung gesetzt wird.

Dodel selbst hat in poetologischen Notizen zu seinem Großpoem sein Gedicht mit einem Gebet verglichen:

Franz Dodel

„Nicht bei Trost“

Tessitura

Mit Illustrationen von Serafine Frey

Edition Korrespondenzen

608 Seiten

30 Euro

„Ich frage mich, ob man ‚Nicht bei Trost‘ auch als ‚immerwährendes Gebet‘ verstehen könnte (...). Ein Gebet, das – wie das Gebet überhaupt – unabhängig davon bleibt, ob da ein Ort des Ankommens vorzufinden sei, ob jemand hört oder nicht. Beten, einfach als die menschliche, also sprachliche Form (mit oder ohne Worte) mich zu öffnen auf ein Anderes, Umfassenderes hin. Beten als eine leibliche Form des Vertrauens ohne Verlangen.“

Für diese Bewegung der Öffnung hin zu allen Erfahrungsmöglichkeiten eines poetischen Bewusstseins hat Franz Dodel eine intensive Form der poetischen Kontemplation erfunden. Jeden Tag arbeitet er an seinem Langgedicht, das fortlaufend jeweils fünf Verse in einer genau bemessenen Silbenzahl miteinander verknüpft. Und jeden Tag intoniert er damit einen – wie es heißt – „nicht endenden Singsang“, dessen zentrales Markenzeichen das Geöffnetsein für Offenbarungen ist. Die mäandernde Suchbewegung seines Poems läuft immer auf eine mystische Erfahrung zu, die sich als Erfahrung von Licht und als spirituelle Erleuchtung manifestiert:

noch vor dem Winter
werden Lautmelodien
aus dem Lichtlager
exzerpiert und tagelang
nachgesungen bis
die neue Sprache entsteht
Tenga Bithnua
Wort für Wort Satz für Satz wird
artikuliert ein
nicht endender Singsang der
alles was ist und
wie es entstanden bespricht
ein unsichtbarer
Faden (an welchem entlang
das Erinnern selbst
sich in Erinnerung ruft)
...

Die Utopie dieses Poems zielt also auf einen letztlich religiös inspirierten „Singsang“, der zugleich eine zutiefst romantische Schöpfungserzählung sein will. Denn die „Tenga Bithnua“, die neue Zunge und neue Sprache, der sich Dodels Poem verschrieben hat, will ja das ganze kreatürliche und geistige Dasein in den Blick nehmen, will „alles was ist/ und wie es entstanden“, poetisch einkreisen. Und zwar in jeweils fünf Vers-Schritten, in der Silbenfolge 5-7-5-7-5.

Schweifende Denkbewegung in strenger Form

Mit diesem formalen Gerüst hat sich Franz Dodel ein formales Maß geschaffen, das ihm beides erlaubt: animiert und zugleich diszipliniert durch die strenge Form in immer neue Winkel seines zu besprechenden poetischen Kosmos zu wandern und neue Ausfaltungen der Schöpfung ins Gehäuse seines Poems aufzunehmen. Ausgangspunkt sind immer fünf Sequenzen, fünf Verse nach dem 5-7-5-7-5-Muster, die dann im Fortgang assoziativ in unterschiedlichste Richtungen ausschweifen können.

Seit 2002 ist diese poetische Suchbewegung auf mittlerweile 42.000 Verse angewachsen, die bislang in sechs Dünndruck-Bänden vorliegen, die von 2004 bis 2019 bei der Edition Korrespondenzen erschienen sind. Ursprünglich war das ganze Unternehmen als reines Internet-Projekt geplant, und bis heute kann Dodels „Nicht bei Trost“ auf eine beeindruckende Netz-Präsenz verweisen. Denn von der ersten Zeile an kann man alles auf Franz Dodels Homepage nachlesen und jeden Tag kommen neue Eintragungen hinzu. Andererseits wollte der Autor auf die haptische Form des Buches nicht verzichten. Und so existiert das Großpoem in zweierlei Gestalt: Die Internet-Präsenz wurde nach und nach ergänzt und flankiert durch die schönen roten und schwarzen Bücher im Moleskine-Format.

Und auch in der jetzt vorliegenden siebten Ausgabe von „Nicht bei Trost“ ist Franz Dodel seinem Schreibprinzip treu geblieben: einer schweifenden Denkbewegung, die Naturbetrachtungen, philosophische Selbsterkundungen, Erinnerungen und das Nachdenken über das eigene Schreiben auf unangestrenzte Weise miteinander verbindet.

Und auch im hier fortgewebten Selbstgespräch des Dichters spielt die romantische Utopie einer poetischen Illumination der Naturdinge eine zentrale Rolle. Im innigen Schauen und Wahrnehmen imaginiert das schreibende Ich Franz Dodels eine vom Licht verstärkte Farbeempfindung, eine Art Verwandlungsauber mit Naturstoff:

vielleicht sollte ich
einen Vorrat anlegen
an Licht eingeschleust
in Vogelfedern als ich
die verlorene
Armschwinge eines Milans
vor die Sonne hielt
die abends knapp noch über
dem Horizont stand
sah ich verflochten zwischen
den Federästen
einen Fächer aufleuchten
gebrochenes Licht
in prismatischen Farben

Verwandlung ist eins der Zauberworte, an denen sich der Schreibprozess immer wieder entzündet und zur weiteren Ausfaltung motiviert. Eine Verwandlung, die auch den fließenden Übergang von Schrift in Musik nachzeichnet und sich offenbart in der Erfahrung der „Hingabe“:

die Hingabe seit
Millionen von Jahren
mit der die Pflanzen
sich dem Verwandeln widmen
so dass aus dem Licht
atmendes Leben entsteht
dieses Aufrichten
das nach oben sich öffnet

meine ich in der
Musik wiederzufinden

Die „Hingabe“, die Dodel hier aufruft, die völlige Versenkung in eine schöpferische Arbeit, ist ebenso eine religiös grundierte Kategorie wie das Geöffnetsein gegenüber dem „atmenden Leben“, eine letztlich transzendente Erfahrung. Das „Licht, das aus den Dingen zu leuchten beginnt“, ist aus dem Bedürfnis geboren, eine „integrale“, reflexiv gesättigte Wahrnehmungspoesie zu schaffen.

Das Ich wird von der Sprache geführt

Als Theologe hat Franz Dodel einiges gelernt von dem deutsch-schweizerischen Bewusstseinsforscher Jean Gebser, der nach einer integralen Verknüpfung der sogenannten archaischen, magischen, mythischen und mentalen Bewusstseinsstufen strebte. Dodel hat sich nicht nur intensiv mit diesem Modell integraler Betrachtung beschäftigt, sondern es auch in seinem Langgedicht umgesetzt.

Und dieses integrale Wahrnehmen kommt buchstäblich in jeder Sequenz dieses Poems zum Ausdruck. Dabei folgt Dodel auch jener Maxime moderner Poesie, die davon ausgeht, dass der Schreibende und die Sprache gleichsam die Rollen tauschen. Es ist nicht das lyrische Ich, das über die Sprache verfügt, sondern dieses Ich wird von der Sprache geführt. So fallen letztlich Sprachautonomie, Erinnerung und Offenbarung zusammen:

ich folge der Spur
auf die die Sprache mich führt
während des Sprechens
mein Großvater mit weißem
Henriquate-Bart
den Gehstock fest in der Hand
schaute mit seinen
hinter den Brillengläsern
unwirklich großen Augen
stets in die Ferne

...

ein Sommermorgen: der Tau
trocknet schnell auf den
sonnenwarmen Brettern liegt
eine Eidechse
einen Augenblick lang steht
die Zeit still plötzlich
geht ein Zucken durch ihren
zierlichen Körper
und sie verschwindet in der
schattigen Ritze
irgendwo las ich der Tod
lege sich wie Tau
auf alles was da ist

...

Es sind also viele Stunden der wahren Empfindung, die Franz Dodels Aufzeichnungsverfahren erzeugt: Sinneseindrücke werden zu Elementarerfahrungen, die in der Erfahrung des Zeit-Stillstands auch als mystische Erfahrung aufleuchten können. Dazu passt auch eine Notiz Dodels, in der er die spirituelle Naturerfahrung über die ästhetisch-literarische Dimension seines Textes stellt:

„Ich bin nicht an der Produktion von Literatur interessiert: Mich beschäftigt die Krähe, die da vorne ohne zu zögern eine bestimmte Richtung einschlägt.“

Um den poetischen Raum der Wahrnehmung und des Weltwissens noch weiter zu öffnen, hat Franz Dodel sein Poem als zweiseitiges Textgeschehen angelegt. Auf der rechten Buchseite lesen wir jeweils den poetischen Fließtext, die linke Seite ist einem Glossar vorbehalten, in dem die poetischen und philosophischen Quellen vollständig vermerkt sind, aus denen der Autor seine Anregungen und Zitate geschöpft hat. Hinzu kommen auf dieser Quellenseite eine Reihe von Abbildungen, wobei die Originalbilder von Lucas Cranach, Pieter Bruegel und anderen Künstlern zeichnerisch umgesetzt werden von der Basler Illustratorin Serafine Frey. So entsteht in diesem Glossar aus Quellenverzeichnissen und Zeichnungen ein eigener meditativer Raum für die Denkbewegungen des Poems.

Wahrheit und Wahrnehmung

Unter den von ihm benutzten Quellen hat Dodel vor allem fünf große Bild- und Textspeicher für „Nicht bei Trost“ genutzt. Waren es zu Beginn seines Schreibprozesses vor allem Motive und Zitate aus Marcel Prousts Jahrhundertwerk „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, sind es nun, in der siebten Fortschreibung seines Langgedichts, in erster Linie vier Werke, die ihn inspirieren. Es sind zum einen Bemerkungen des Universalphilosophen Wilhelm von Humboldt, Zitate aus Ludwig Wittgensteins „Philosophischen Untersuchungen“ und nicht zuletzt Gedichte des amerikanischen Weltpoeten Wallace Stevens und des großen Naturdichters Seamus Heaney.

„‘alles Verstehen
ist daher und immer zugleich
ein Nicht-Verstehen“
sagt Humboldt jedoch könne im Menschen etwas
aufsteigen ohne dass dafür
vorher ein Grund im
Verstand auffindbar wäre
unerklärliches
Erscheinen ereigne sich
auch in der Sprache
falls man ihr Spielraum gewährt
selbst Tote werden
angesprochen noch einmal
zum Leben erweckt

Einer der schönsten poetischen Glaubenssätze, die Franz Dodel zitiert, stammt aus einem Gedicht von Wallace Stevens:

„Vielleicht hängt die Wahrheit von einem Spaziergang um den See ab“

Diese Fügung aus Stevens' Gedicht „Notes Toward a Supreme Fiction“ ist Dodels eigenem Ansatz sehr verwandt: Nur im unmittelbaren Kontakt mit Naturstoff sind Erfahrung und Wahrheit möglich. Und der Wahrnehmungszustand, der diese Erfahrung überhaupt erst ermöglicht, ist im Titel eines Auswahlbands von Wallace Stevens benannt. Er lautet: „Hellwach am Rande des Schlafs“. Grund genug für Franz Dodel, diese Sequenz auch in sein Gedicht aufzunehmen:

“...perhaps
the truth depends on a walk
around a lake’ schreibt
Wallace Stevens hellwach am
Rand sitzend des Schlafs
wie ein Vogel im Winter
in eisig kalten
und langen Nächten gilt es
in den Untiefen
des Schlafes zu verweilen
sonst gelingt morgens
das Aufwachen nicht mehr spät
nach Mitternacht will
flutternd ein Schatten im Baum
aufgeschreckt weil ich
das Fenster geöffnet in
den Zweigen hing für
Sekunden deutlich sichtbar
erstarrt das dunkle Auge
eines Vogeltraums

Zu den schönen Paradoxien, die Franz Dodel mit seiner Arbeit an „Nicht bei Trost“ produziert, gehört der Umstand, dass seine Textbewegung an der sehr strengen Gedichtform des japanischen Haiku orientiert ist, das traditionell auf Kürze angelegt ist, auf den meditativ generierten Erkenntnisblitz. Die 2004 erfolgte Publikation des ersten Teils von „Nicht bei Trost“ trägt nicht zufällig den Untertitel „A never ending Haiku“.

Mit Wörtern zur Stille

Dodels Großpoem nutzt also die strengste, auf Kürze zielende Form, um damit die denkbar größte poetische Ausschweifung anzustoßen, das tendenziell endlose Gedicht. An einer Stelle beruft sich Dodel auch auf den legendären Haiku-Dichter Matsuo Bashô und dessen Ideal einer „einfachen, unauffällig-natürlichen Schönheit“. Zu den besonderen Markenzeichen des Haiku so hat das der Philosoph Roland Barthes einmal erklärt, gehört die „wahrhaftige Aufzeichnung eines ausgezeichneten Augenblicks“ und vor allem „die Stille“, wobei hier die Stille als „Zeichen von Sprachfülle“ gilt. Diese poetische Zugewandtheit zur Stille reklamiert Franz Dodel auch für sein Langgedicht:

„Ich verstehe Text ja vor allem als Überführung von Bedeutung in Stille mit Hilfe von Wörtern.“

Mehr als zwei Dutzend Mal beschwört der Dichter in „Nicht bei Trost“ den „unermesslichen Vorrat an Stille“ und dieses Ideal der Stille wird meist in einen naturmystischen Zusammenhang gestellt:

„ich merke es wenn diese
plötzliche Stille
eintritt unter den Staren
die zu Tausenden
kreischend sich niederließen
kleine Gespenster
aneinandergedrängt auf
wippenden Zweigen
unheimlich diese Stille
kurz bevor der Schwarm
als gesprenkelte Wolke
mit gewaltigem
Rauschen auf- und davonfliegt

Bei aller Devotion verbirgt sich hinter der auf die Subjektivität der Beobachtung fundierten Poetik Dodels doch auch ein sehr enzyklopädischer Ehrgeiz, der nicht weit vom poetischen Absolutismus des in jeder Hinsicht sprachbesessenen und maßlosen Weltpoeten Ezra Pound entfernt ist.

„Bevor ich sterbe“, hatte Pound 1907 an seine Eltern geschrieben, „will ich das größte Gedicht schreiben, das je geschrieben worden ist.“ Auch Franz Dodel geht aufs Ganze. Auch der Berner Dichter will eine große Rhapsodie der poetischen Aufmerksamkeit schreiben, die den permanent fließenden Strom der Gedanken und Beobachtungen zu einem immer größeren Erkenntnisfluss ausweitet. Sehr konsequent verweist der Untertitel seines Buches auf „Tessitura“, die italienische Vokabel für den Vorgang des Flechtens und Webens.

Letztlich läuft dieser poetische Gedankenstrom trotz der Disparatheit der Eindrücke, Wahrnehmungen und Erinnerungen, die hier aufeinandertreffen, auf eine poetische Versöhnung der Gegensätze zu. Er gestattet sich größtmögliche Freiheit beim Komponieren und Verweben der einzelnen Textfragmente, folgt aber letztlich einer theologischen Einheits-Idee, die zwar Dissonanz beim Verfugen der einzelnen Teile zulässt, aber letztlich von einer gelingenden Integration dieser Teile träumt.

Das Langgedicht als verkannte Utopie

Wenn man die Poesie der Moderne immer wieder dadurch charakterisiert hat, dass sie es erlaube, die Welt „im Dienst der Verzauberung zu Fragmenten zu zerschlagen“, wie es einst der Lyriktheoretiker Hugo Friedrich formuliert hat, so träumt Dodels Poem von einer glücklichen Neuordnung dieser Fragmente im Kosmos seines Poems.

„Es geht (auch) darum, den permanent fließenden Strom von Gedanken täglich kurz in eine Form zu zwingen (die sehr sperrig, fast ärgerlich ist) und zu beobachten, wie sich das Vorbeifließende dadurch in etwas Anderes, gar Neues verwandelt.“

In Deutschland ist Franz Dodels subtiles poetisches Flechtwerk „Nicht bei Trost“, diese poetische Taschenbibel von immenser Wahrnehmungs- und Imaginationskraft beim Publikum und bei der Kritik noch nicht wirklich angekommen. Das ist zum einen der selektiven Wahrnehmung des hiesigen Literaturbetriebs geschuldet, in dem Dichter aus der Schweiz nur peripher Beachtung finden. Der zweite Grund für die bislang eher magere Rezeption in Deutschland hat mit der Ambition und dem ungewöhnlichen Format dieses Sprachkunstwerks zu tun. Dass ein Autor über Jahrzehnte hinweg ohne jeden großsprecherischen Gestus an einem Langgedicht schreibt, ist Anlass zu großer Irritation.

Denn das Langgedicht, dazu auch noch über eine große Lebensstecke komponiert, gilt hierzulande nur als literarischer Ausnahmefall und wird von nur wenigen Autor:innen gepflegt, so etwa von Ann Cotten, Gerhard Falkner oder Oswald Egger.

So möchte man Franz Dodel wünschen, dass seine poetische Denkbewegung, die sich in ihrer konzentrierten Aufmerksamkeit keine Grenzen, Ränder oder Beschränkungen auferlegen lässt, auch hierzulande bald als Geschenk an die Aufmerksamen erkannt wird.